

Friedrich Ernst Peters

Timm Kröger

Der Dichter unserer Heimat

Friedrich Ernst Peters.

Friedrich Ernst Peters
Timm Kröger
Der Dichter unserer Heimat

Friedrich Ernst Peters

Timm Kröger

Der Dichter unserer Heimat

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

Universität Potsdam 2012

Peters, Friedrich Ernst: Timm Kröger. Der Dichter unserer Heimat. Typoskript, Schleswig, [1954]. Aus dem Nachlass Friedrich Ernst Peters der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek in Kiel (Cb 106.25:10).

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:
Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Edition: Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5798/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-57984](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57984)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57984>

*Für die Bereitstellung des Typoskriptes aus dem Nachlass von
Friedrich Ernst Peters danke ich der Schleswig-Holsteinischen
Landesbibliothek, insbesondere Frau Dr. Kornelia KÜchmeister.*

Ich habe nicht vor, meinen Ausführungen über Timm Kröger die Form einer literarkritischen Untersuchung zu geben, wenngleich die Literatur hier und da mit Notwendigkeit auch berührt werden muss. Vielmehr möchte ich sie so persönlich halten, wie es mir dem Anlass dieser Veranstaltung – Feier der 110. Wiederkehr des Geburtstages Timm Krögers in seinem Heimatdorf – angemessen zu sein scheint. Ein persönlicherer Ton ist übrigens in unserm Fall auch dadurch gerechtfertigt, dass ich, wenn ich von dem Dichter *unserer* Heimat spreche, mich selbst voll einbeziehen kann. Denn es ist ja in ganz engem Sinne von *meiner* Heimat die Rede.

Von frühester Jugend an war mir klar, dass über dem Dichter kein Mensch mehr ist, kein Feldherr oder Staatsmann, kein König oder Kaiser. Dichter freilich waren Begnadete aus einem fernen Heroenzeitalter der Menschheit, in meiner Zeit, die mir in allem auf ein Durchschnittsmaß herabgesunken zu sein schien, nicht mehr denkbar und vollends in der näheren Umgebung meines Luhnstedt, in dem Dreieck zwischen Rendsburg, Nortorf und Hohenwestedt, ganz unvorstellbar. Mein um fünf Jahre älterer Bruder klärte mich darüber auf, dass Dichter auch in unserer Zeit, und, wenn es sich so fügen sollte, sogar in unserer Gegend möglich seien. Das war mir wie eine Offenbarung, und von da an schien mir das Leben verheißungsvoller und in seinen Möglichkeiten unendlich erweitert zu sein.

Wie eine Bestätigung dunkler und wirrer Hoffnungen klang mir ein Wort, das ich 1897 aus einer Unterhaltung meiner Mutter mit dem neuen Meiereiverwalter unseres Dorfes so aufhob, als hätte ich im Unrat gleichgültigen Geredes eine Perle gefunden. Hinrich Boie, der neue Meiereiverwalter, stammte aus Haale, und da er ein junger Mann war, der gern las, hatte er sehr bald den Weg in mein Elternhaus gefunden, das in dem Ruf stand, unter seinem Strohdach allerlei Bücher zu beherbergen. Eines Tages hörte ich ihn ganz kurz meiner Mutter von einem gebürtigen Haaler erzählen, von dem gedruckte Bücher vorlägen. Ich war zu

klein, um mich in das Gespräch der Großen einmischen zu dürfen, und in der Folgezeit war auch nie mehr die Rede von dem Wundermann aus Haale. Aber ich darf wohl sagen, dass ich diese wenigen Worte Hinrich Boies treu in meinem Herzen bewahrte, bis mir nach Jahren, es war im Sommer 1904, neue, und wenn auch kurze, so doch bestimmte, und weil sie mir gedruckt vor Augen lag, unbezweifelbare Kunde von dem Mann aus Haale kam. Ich war, dem Laufe der Luhnau nachschlendernd, bis auf Stafstedter Gebiet vorgedrungen, hatte ein Bad genommen und lag nun unter einem Weidengebüsch, wo ich das Buch hervorzog, das mich an diesem Tage begleitete, ein neues, ein schönes Buch: Hans Benzmann, „Moderne deutsche Lyrik“. Beim Blättern in den „Biographischen Notizen“ fielen meine Augen auf ein paar Angaben, von denen sie sich wie in einem Zustande der Gebanntheit lange nicht zu lösen vermochten: Timm Kröger, geboren am 29. November 1844 in Haale bei Rendsburg. Lebt in Kiel. Ich weiß nicht, wie lange die Verzauberung unter dem Weidengebüsch an der Luhnau gedauert hat. Haale gewann etwas von dem Rang eines Bethlehem und war doch von dem Ort, an dem ich mich eben aufhielt, nach Westen zu nur eine gute deutsche Meile entfernt, und es gingen ja auch verwandtschaftliche Beziehungen von Luhnstedt dort hinüber. Mit der Tatsache, dass dort ein Dichter geboren sei, taten sich vor meinen Augen unendliche Möglichkeiten auf.

Das richtige Bekanntwerden mit den Werken unseres Dichters, der ja im Wesentlichen Mann des Erzählens ist, hat dann noch viele Jahre auf sich warten lassen. Ich stand im Sturm und Drang meines Werdens, ergab mich dem Schweifen ins Weite und war wohl in literarischen Dingen gar geneigt zu der skeptischen und spöttischen Frage: „Was kann aus Haale Gutes kommen?“ Da waren andere Männer. Der Baron Detlev von Liliencron, der im Siebziger Krieg, von dem in meiner Jugend noch überall wie von Jüngstvergangenem die Rede ging, als Hauptmann mit gezogenem Degen seiner Kompagnie voran dem

Feind entgegengestürmt war. Ein klangvoller Adelsname und die Uniform des Offiziers! Was konnte ihm gegenüber ein Bauernjunge aus Haale bedeuten, der den alltäglichen Namen Timm Kröger führte? Da war ein anderer, der sich Richard Dehmel nannte, dessen Gesicht sich durch Düsternis und Zerknirschtheit als Schlachtfeld der Dämonen kennzeichnete. Der aus Haale hat ein anderes Gesicht. Kein Wunder! Denn in Haale gibt es keine Dämonen, ebenso wenig wie in Luhnstedt.

Der Erste Weltkrieg und eine bis 1920 währende Kriegsgefangenschaft in Frankreich mussten mich erst das Heimweh lehren, und erst als ich nach der Rückkehr in einem von Grund auf veränderten Deutschland auf den meiner Natur so völlig entgegengesetzten literarischen Expressionismus stieß, war ich reif geworden für Timm Kröger, der im Vorwort zur Gesamtausgabe seiner Schriften sagt: „Heimatkunst ist überhaupt eine alte Kunst, nichts Neues. Sie kann auch nicht aussterben, es müsste denn zuvor jede Sehnsucht *nach*, es müssten alle Erinnerungen *an* Heimat und Jugend und Kindheit in uns ausgetilgt worden sein.“ Nun lag mir auch daran, die alten Beziehungen zu unserem Dichter, die mir trotz ihrer Dürftigkeit doch bedeutungsvoll und von ganz persönlicher Art zu sein schienen, wieder aufzunehmen und weiterzuspinnen. Das Gefühl, zu Timm Kröger ein persönliches Verhältnis zu unterhalten, ließ sich am besten dadurch stärken, dass ich nach Mittelsmännern suchte, die, uns beiden bekannt, zwischen uns die Verbindung herstellen konnten.

Ganz deutlich sehe ich noch Josef Möller aus Hohenwestedt, einen schon ergrauten Mann mit fast kindlichem Ausdruck in seinem rosigen Gesicht, sehe ich Josef-Maler mit dem Glaserkasten auf dem Rücken bei meinem Elternhaus nach zweistündiger Wanderung Luhnstedt betreten, ihn, den Timm Kröger gut gekannt hat, wenn auch vielleicht nicht ganz so gut, wie den Vater des Meisters, der ebenfalls Josef hieß. Wenn Josef-Maler der Ältere in Krögers Huus in Haale beschäftigt war,

nahm er abends an dem Tabakskollegium teil und belebte die Gespräche auf sehr schätzenswerte Weise. Es handelte sich da um Unterhaltungen, die in großen Teilen von trockenen und immer nur langweilig vernünftigen Menschen als „Tühnkram“ hätten abgelehnt werden müssen.

Als alter Achtundvierziger wollte Josef-Maler dem Bürger einen größeren Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten verschaffen und schlug zu dem Zweck vor, nach dem Beispiel des alten Venedig in Hohenwestedt einen „Löwen des Gesetzes“ aufzustellen, ein erzenes, mit einem Schlitz versehenes Gebild, in das der Bürger zur Hebung gemeinen Wohles seine Gesetzesvorschläge hineinschieben und so zur Kenntnis des Rates bringen konnte. Die Frage, wo der Löwe in Hohenwestedt seinen Ort finden müsse, löste langwierige Beratungen aus und wurde von Josef endlich dahin beantwortet, dass der Platz vor Wesselmanns Gasthof vor allen anderen geeignet sei. Jedesmal, wenn ich nach Hohenwestedt komme, in den „Ort des glänzenden Elends“, wie Hans, der ältere Bruder des Dichters, sagte, ertappe ich mich dabei, vor Wesselmanns Gasthof in allem Ernst den Löwen des Gesetzes zu suchen.

Ein anderes Bild: In den Jahren 1899 bis 1901 begleitete ich an jedem Mittwoch meinen älteren Bruder auf dem Wege über Stafstedt und Brinjahe ins Freudenberger Schulhaus, wo ihm der Lehrer Gribbohm Klavierunterricht gab. Ich meine, auf diesen Wanderungen zum ersten Mal bewusst die Schönheit der Landschaft genossen zu haben. Auch ist mir, als sei damals immerwährender Sommer oder sonniger Herbst gewesen. Denn immer, so meine ich, erwartete ich die Klavierstunde in einem wunderbaren, zur Eierniederung sich neigenden Garten, der voll war von herrlichen Obstbäumen, an deren Früchten ich mich mit Erlaubnis des milden Herrn Gribbohm nach Gefallen laben konnte.

Später fand ich in Timm Krögers Erinnerungsbuch „Aus dämmernder Ferne“ folgende Stelle. „Während der sogenannten

Vakanz wurde die Schule durch einen jungen Präparanden verwaltet. Leider dauerte das nicht viel länger als ein halbes Jahr. Leider, denn das war ein Sonnenblick zwischen Hagelschauern. Von Religion war nicht übermäßig viel die Rede, aber von Dingen, die uns, vor allen Dingen mich interessierten. Ja, es gab sogar Kostproben aus der deutschen Literatur. Er war jung, wir waren es noch mehr. Gribbohm hieß der junge Lehrer; es ist mir ein lieber Klang.“ – So meine ich noch heute, durch Josef-Maler den Jüngeren und durch den Lehrer Gribbohm zu Timm Kröger persönliche Beziehungen zu unterhalten.

Lassen Sie mich hier kurz einige Angaben über die Herkunft und das äußere Leben unseres Dichters einschalten! Krögers Huus war ursprünglich fiskalischer Besitz, den man zeitweilig verdienten Kriegsleuten als Lehen übergab, der dann aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Jürgen Sievers aus Wiesbek käuflich erworben wurde. Dessen Sohn studierte Theologie, ohne allerdings je eine Pfarrstelle zu übernehmen. Er gründete eine Privatschule. Seine Schwester, die Erbin des Hofes, verehelichte sich mit Johann Kröger aus Vaasbüttel. Hans Kröger, der Vater Timms, heiratete eine geborene Bornholdt. Die Großmutter Bornholdt war eine geborene Vollert, und so haben wir in diesen kurzen Angaben schon eine ganze Reihe von Namen hier seit langem sesshafter Geschlechter beisammen.

In der Familie gab es besondere, man kann wohl auch sagen: sonderbare Leute. Ein Bruder des Großvaters war das Urbild des Jasper Thun aus der Novelle „Wie mein Ohm Minister wurde“. Ein Bruder der Mutter, der Schneider Hans Bornholdt, ist in den Werken verewigt als der Ohm, der so wunderbare Geschichten zu erzählen weiß, wie man denn überhaupt den Eindruck gewinnt, als habe die in der Folge der Geschlechter gesammelte Fülle besonderer Eigenschaften noch zähflüssig und ungestalt durcheinander gewogt, bis der von der Familie Bornholdt zugebrachte Anteil in Timm Kröger die feste Gestalt, die Kristallisation zu dichterischem Wesen bewirkte.

Die Entwicklung des Dichters ist durch eine Langsamkeit gekennzeichnet, an der die Art unseres Stammes und die besonderen Lebensumstände in einem abgelegenen Dorf der Mitte des vorigen Jahrhunderts gleichermaßen teilhaben. Bis zu seinem 19. Lebensjahr blieb er in Haale. Am Ende einer ziemlich regelwidrigen Vorbereitung auf einen gelehrten Beruf studierte er in Kiel, Zürich, Leipzig und Berlin Jurisprudenz. Dem Assessor-examen folgte ein Wanderleben, das ihn als Richter und Staatsanwalt über Calbe an der Saale für einige Zeit in den äußersten Osten unseres Vaterlandes nach Lyk, Pilkallen, Angerburg und Marienburg führte. Nach der Heimkehr war er Rechtsanwalt, zuerst in Flensburg, dann in Elmshorn und zuletzt in Kiel.

Das sind – ganz kurz – die Daten des äußeren, des beruflichen Lebens, denen nicht mehr Bedeutung zugemessen werden soll, als sie verdienen. Es kommt vor allem auf die innere Entwicklung an; denn wie anders könnte ein Dichter leben als aus seiner Innerlichkeit, ein Timm Kröger zumal. Aber die Innerlichkeit drängt beim Dichter nach außen in das Werk, das unter Menschen wirken will. Wenn man von Haale auszieht, um das Land der Literatur zu erwandern, so ist das ein langer und beschwerlicher Weg. Zu den äußeren Hemmnissen kommen jene anderen, die in der niederdeutsch-bäuerlichen Sinnesart liegen: die Scheu, vor die Öffentlichkeit zu treten, der lähmende Gedanke, mit dem Aufschreiben von Lügengeschichten und Hirngespinnsten in einen gefährlichen Widerspruch zu der auf Hervorbringung realer Werte gerichteten Tradition des Bauerntums zu geraten, die Angst vor etwas eigentlich Unzulässigem, der Zweifel an der eigenen Berufung. So ist Timm Kröger spät zum Schreiben gekommen, und als er endlich seine ersten Dichtungen auf dem Literaturmarkt anbot, da erfuhr er, wie das die Regel ist, von Verlegern und Schriftleitern nur Ablehnung. Was das Dorf damals über seine Geschichten dachte, das hat er uns in der Geschichte „Ein Prophet im Vaterlande“ im

Allgemeinen launig und humorvoll, und doch mit einer an Stellen spürbaren leisen Bitterkeit überliefert.

Sein Landsmann und Altersgenosse Detlev von Liliencron stieß ihm endlich das Tor zur Literatur auf, machte ihm den Weg in die Öffentlichkeit frei. Die eben erwähnten Hemmungen des Kunstbeflissenen dörflicher Herkunft zeigen sich ergötzlich in den Bedenken gegen den eigenen Vornamen. Timm – klingt das nicht altväterisch, hausbacken, hinterwäldlerisch? Schlarrt man nicht mit einem solchen Vornamen tölpelhaft wie auf Holzpantoffeln über die Schwelle der Literatur, die doch wohl ein Salon ist? Liliencron zerstreute die ihm brieflich vorgetragenen Bedenken und sprach sich mit aller Entschiedenheit gegen eine Änderung des Vornamens aus. „Der Vorname Timm ist in der Literatur geradezu ein Vermögen“, schrieb er dem Haaler. Liliencron musste es wissen; er hatte sich umgetan in der Literatur, die leider auch schon damals mit einem beträchtlichen Teil zum reinen Betrieb und Modeunwesen entartet war. Liliencron fühlte einen Literaturwind sich anzeigen, der Timm Kröger unter die Schwingen fuhr und ihn aufhob: die Heimatkunst. Es handelte sich da keineswegs um eine provinzielle, sondern um eine allgemein-deutsche Angelegenheit. Der Schleswig-Holsteiner Adolf Bartels, der Schwabe Cäsar Flaischlen und der Elsässer Friedrich Lienhard waren Vorkämpfer der neuen Bewegung. Literarische Moden aber wechseln schnell. Immer treten sie anmaßend auf, und das ihnen unmittelbar Vorangehende verfällt auch dann ihrer hochmütigen und spöttischen Ablehnung, wenn es ganz echtes, lauterer Gold war. „Heimatkunst“ ist heute zu einem Schimpfwort geworden, mit dem man das Enge, Sentimentale, Schönfärberische und geistig in keiner Weise Zureichende zu treffen vermeint. Diese Haltung ist zu einem Teil Reaktion auf die vom Nationalsozialismus beflissen geförderte sogenannte „Blut und Boden-Literatur“; zum andern drückt sich darin das durch den Zusammenbruch 1945 verursachte deutsche Minderwertigkeits-

gefühl aus, das die Masse der zerknirschten und umschulungswilligen Literaten treibt, alles Ausländische, und besonders das Amerikanische von vornherein als dem Deutschen weit überlegen zu preisen und als Vorbild verbindlich zu machen. Ein Schimpfwort gleich „Heimatkunst“ ist „Heimatdichter“. Es sei zugegeben, dass von sogenannten Heimatdichtern viel plattes Zeug geliefert wird. Darum spreche ich heute von dem Dichter unserer Heimat, nicht von dem Heimatdichter Timm Kröger.

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg schlug der literarische Wind um, bereitete sich vor, was dann nach dem Kriege im Expressionismus ausbrach. Timm Kröger fühlte den nahenden Umschwung, und als er kurz vor dem Kriege die Gesamtausgabe seiner Novellen vorbereitete, legte er in einem höchst bedeutungsvollen Vorwort etwas wie ein künstlerisches Glaubensbekenntnis ab. Es heißt dort:

„Als wesentliches Merkmal der Heimatdichtung oder Heimatkunst erkenne ich ihre Gebundenheit an einen Ort oder an eine bestimmte Landschaft mit Unterstreichung der in dieser Umwelt hervortretenden Eigenart bei Menschen sowohl wie bei der Natur. Im übrigen wird das ganze Gebiet dichterischer Darstellung von ihr so gut wie von anderer Dichtkunst ausgenutzt. Ein echter Heimatdichter wird seine Gestalten mit klarer Hervorkehrung scharfer Charakterköpfe nicht weniger ins Typische und Allgemein-menschliche hinaufheben wie ein Romanschreiber, der sich vorgesetzt hat, eine Welt an uns vorüberrollen zu lassen, und mit demselben Recht wie jeder andere Dichter klopft auch der Heimatdichter mit allen unlösbaren Fragen der Warum und Wie und Wohin an die Tore des Ewigen. Nur in einem Punkte legen die meisten sich Beschränkung auf: sie lehnen es ab, in den Stürmen der Zeit die Rolle von Kämpfern zu übernehmen. – Und hier läuft, wie mir scheint, der Strich, der uns von den Ganzmodernen scheidet, die just hierin, im Fanfarenton neuer Bestrebungen, die Aufgabe der Dichtkunst erblicken. Die Heimatkunst verächtlich über die Achsel ansehend, geben sie ihr das Merkmal der Philisterenge und spotten über die Poesie des Glücks im Winkel. Nach unserm

Dafürhalten durchaus mit Unrecht. Sie nehmen an, die Ideen ihrer Zeitdichtungen seien für uns zu groß, und ahnen nicht, daß sie uns zu klein erscheinen.“

Der ruhige und würdevolle Stolz solcher Worte ist wahrhaft herzstärkend in einer Zeit, die im Streben nach der Weltläufigkeit ihrer Kunst jedem mit einem Lautsprecher versehenen Propagandawagen nachläuft, vorausgesetzt, dass dieser Wagen ein ausländisches Nummernschild führt. „Littérature engagée“ tönt es von Frankreich herüber. Das bedeutet: Literatur, die im Dienst steht, natürlich im politischen, und das wieder will sagen: im Dienst von Bestrebungen, die den Umsturz um jeden Preis wollen.

Timm Krögers Stimme klingt aus der Entrücktheit in den Jahrmarktstrubel der heutigen Literatur hinein mit dem ruhig-selbstbewussten Wort: „Über den Haaler Wiesen ist der Himmel ebenso hoch als anderswo.“¹ Und so ist es. Der kleine Höhenunterschied zwischen den Haaler Wiesen und dem Dachgarten eines Wolkenkratzers in New York ist ohne Bedeutung, wenn wir den Himmel ins Auge fassen.

Timm Kröger begann als Schriftsteller mit Landschaftsbildern, die er in seinen besonderen lyrischen Schimmer tauchte. In der Landschaft wurde das Leben der Menschen erst nur mehr anekdotisch angedeutet. Der Mensch diente dem Landschaftsmaler als Staffage. In einem stetigen Wachsen der gestaltenden Kräfte rückte menschliches Leben mehr in den Vordergrund. Die Literaturbewegung des Naturalismus hatte dem Dichter Mut gemacht, die als Anlage vorhandene scharfe Beobachtungsgabe sich entfalten zu lassen, wobei er jedoch nie der Versuchung erlag, vom Gesehenen eine platte Photographie zu geben. Immer blieb er Maler. Er hob das Leben immer, auch im Abseitigen, im Gefährlichen und selbst im Verbrecherischen, hinauf in die

¹ Nachweisbar ist das Zitat: „[...] dessenungeachtet hatte er herausgefunden, dass der Himmel über den Haaler Wiesen nicht niedriger war als überall.“, in: *Aus dämmernder Ferne. Jugenderinnerungen*. Braunschweig : Westermann, 1924, S. 155 [Anm. d. Hrsg.]

dichterische Verklärung. Freilich, mit der Idylle um jeden Preis war es nun vorbei. Was er niederschrieb, wurde mehr und mehr zur Novelle in einem strengeren Sinne. Ich möchte hier nur auf die Meisternovelle „Um den Wegzoll“ hinweisen. Das Miteinander der Menschen ist nicht durchweg ein friedliches Nebeneinander. Es ergeben sich Verwicklungen, Konflikte, die im Menschenwesen auch ungeahnte Untergründe aufwühlen und oft nur tragisch ausgetragen werden können. Aber immer wieder lässt der Dichter selbst über solche Darstellungen noch die Glanzlichter seines Humors hinspielen, der viel zu fein ist, um jemals nach groben Spaßmacherwirkungen zu trachten.

In solchen reifen Darstellungen kann sich der Psychologe Timm Kröger entfalten, der nicht die Motive menschlicher Taten und Verhaltensweisen obenhin einfach benennt, sondern sie aus der sinnlich-sittlichen, der geistig-seelischen Gesamtheit menschlichen Wesens organisch aufwachsen lässt. Der Weg des Dichters endete in der Weltanschauungsnovelle, die im sechsten Band der Gesamtausgabe mit „Daniel Dark“ und „Dem unbekanntem Gott“ fast Romanumfang annimmt. Hier fand das faustische Suchertum seinen Ausdruck; hier pochte der Dichter wirklich mit unlöslichen Fragen an die Pforten der Ewigkeit. In diesen Zusammenhang gehört auch die Novelle „Wie mein Ohm Minister wurde“, in der der Knecht Michel Brandt in tiefsinnig-humoristischer Weise von dem großen Gottestraum erfährt, den wir Schöpfung nennen; in dem unsere eigenen Gedanken und Träume nur wieder Träume im Gottestraum, also Träume der zweiten und dritten Potenz sind. Mit diesem Ringen um Fragen des Übersinnlichen steht im Zusammenhang, dass in vielen Novellen, nicht nur in den letzten, mystische Vorgänge, Träume und Vorahnungen bestimmend in den Handlungsverlauf eingreifen, wodurch dann auch die landläufige Meinung widerlegt wird, der holsteinische Bauer sei ein nüchterner Verstandesmensch, und dies ausschließlich. Welche Fülle ausgeprägter Charaktere im Werk Timm Krögers! Welche

menschliche Spannweite zwischen Grüblern und Gottsuchern und den einfältigen Gemütern, die den Dichter aber niemals zum Spott reizen, von denen er nur mit einem milden Lächeln sagt, dass man für die Enge ihrer Weltanschauung durch deren Geschlossenheit entschädigt werde. Da ist zum Beispiel der Tagelöhner Mars, bei dem sich aus den Erfahrungen des Jahres 1848 und vielleicht auch aus dem, was er vom Kosakenwinter und Polackenkrieg gehört haben mag, die unerschütterliche Überzeugung festgesetzt hat, dass das Kriegführen da draußen in der Welt immer nur das Ziel habe, zu uns nach Schleswig-Holstein zu kommen. Und weshalb das? Nun, um sich hier mal ordentlich satt zu essen.

Nach einem notwendigen Ausblick in weitere Räume und größere Zusammenhänge sind wir mit dem Tagelöhner Mars nach Haale zurückgekehrt. In dieser Landschaft ergeht es uns wie Antäos, dem Riesen der griechischen Sage, dem nach erschöpfenden Kämpfen immer wieder neue Kraft zuströmt, sobald er den Fuß auf die Erde setzt, die seine Mutter war. So wissen wir, dass *uns* aus dieser Landschaft, der Landschaft Timm Krögers, die Kraft kommt, mit der wir das Leben zu meistern haben, was ja denn keineswegs besagt, dass wir nach dem Beispiel des Tagelöhners Mars in den Wohlddörfern den Mittelpunkt des Weltgeschehens sehen müssten.

Der Dichter in seiner Heimat! Das ist ein Thema, das ich hier am Schluss ganz kurz noch einmal berühren möchte. Meist hat es der Dichter in seiner Heimat schwerer als anderswo. Die Heimat gibt ihm in Charakteren und Geschehnissen den Rohstoff. Woher sollte er ihn anders nehmen? Da liegt es denn nahe, dass die Menschen der Heimat die platte Tatsachengenauigkeit nachprüfen und nach den Modellen der Charaktere suchen. Timm Kröger hat vor solchem Tun an verschiedenen Stellen eindringlich gewarnt. So fragt Fritz Twisselmann den Ohm Jochen: „Hast du denn gar kein Verständnis für die Welt des wahren schönen Scheins? Kein Verständnis dafür, daß man die Tatsachen anders

geben muss, um ganz wahr zu sein?² Und im Vorwort zum fünften Bande der Gesamtausgabe heißt es: „[...] je ratloser der Leser hinsichtlich der Modellfrage ist, um so edler, reiner und künstlerischer genießt er das Gebotene.“

Ein Stück Land wird aus dem Rohzustande seiner Naturgegebenheiten erst dann endgültig hinaufgehoben in die Würde und den Adel wirklicher und vollkommen humaner, menschlicher Wohn- und Wirkstätte, wird erst dann im eigentlichen und höchsten Sinne Landschaft, wenn der Künstler, in unserem Falle der Dichter, den verklärenden Glanz seines Werks über sie ausgießt. Einem begrenzten Teil holsteinischen Landes hat Timm Kröger diesen unschätzbaren Dienst erwiesen, der alle Enge aufhebt. Wir wollen es ihm danken. Lasst uns aber nicht glauben, wir hätten unserer Dankesschuld voll genügt, wenn wir an einem besonderen Tage, an seinem Geburtstage, in seinem Heimatort seiner gedenken. Sorgen wir dafür, dass von dem Glanz, den er über diese Landschaft und ihre Menschen legte, in unserem Herzen immer ein Schein nachleuchte und hineinwirke in unsern Arbeitstag!

² Aus: „Ein Prophet im Vaterlande“, in: *Aus alter Truhe*, Bd. 2 der Gesamtausgabe. Braunschweig : Westermann, 1923, S. 149. [Anm. d. Hrsg.]

